

Ladakh.

Mythen, Klöster und Feste im Land der hohen Pässe

Eine Reisereportage von Tigo Zeyen

In dieser Nacht hat es wieder geregnet. Die Gipfel der Fünf- und Sechstausender um uns herum glänzen jetzt weiß, wie frisch gestrichen. Der Sommer in Ladakh geht zu Ende. Die Pässe werden bald zuschneien. Es ist Zeit. Wir müssen hier los, bevor die Strecke nach Manali runter, quer über die Hauptketten des Himalaya, abgeriegelt wird.

Die ersten Sonnenstrahlen vertreiben die letzten Wolken aus dem weiten, fruchtbaren Tal von Sakti, das sich wie eine Oase in der wilden Steinwüste Ladakhs ausnimmt. Die Menschen hier haben um ihre großen schmucken Bauernhäuser ordentlich Felder angelegt. Seit dem Morgengrauen sind die Dorfbewohner von Chemre nun schon auf den Beinen, um die Ernte einzubringen. Die Zeit drängt. Bald wird die Welt hier draußen in Eis und Schnee erstarren.

Über dem Ort thront auf 3.600 Meter Höhe in schwindelerregender Lage das Kloster. Da „gibt es nichts Beson-

deres zu sehen“, schreibt Jutta Mattausch in ihrem hervorragend recherchierten Reiseführer durch Ladakh. Dennoch, die *Gompa Chemre* können wir uns nicht entgehen lassen. Auf die ein oder andere Art hat sich bislang der Besuch eines jeden buddhistischen Klosters für uns gelohnt. Heute soll er uns vorbereiten auf das, was uns gleich erwartet: knapp 500 Kilometer auf einer der höchsten Gebirgsstraßen der Welt. Doch bevor wir dieses Abenteuer beginnen, von dem wir nicht wissen, ob es vielleicht unser letztes ist, genießen wir noch einmal die unendliche Zauberwelt des Himalaya!

Zanskar

Zauber wie Zanskar, zum Beispiel. Als wir Mitte Juli 98 von Kargil aus zunächst in diese abgeschiedene Nachbarregion Ladakhs vorstießen, wähten wir uns schon am



Buddhistischer Mönch ließt im Kloster Chemre aus dem Kangyur (Foto: Tigo Zeyen)

Ende der Welt. Das dünnbesiedelte Land ist etwa so groß wie der Schweizer Kanton Wallis, liegt aber doppelt so hoch, verborgen in den Falten des Westhimalaya. Hier blieb die buddhistische Kultur bis in die neueste Zeit jahrhundertlang nahezu unverändert.

Als sich die Hochebene von Rangdum vor uns öffnete, war das wie eine Auferstehung. Von den wenigen Häusern der Ortschaft Yüldo flatterten bunte Gebetsfahnen lustig im Wind, die Leute winkten uns freundlich zu. Bis zu dieser „Religionsgrenze“ hatten wir es seit Kargil mit strengen Schiiten zu tun – das Konterfei Khomeinis hängt in vielen Läden, bärtige Männer mit Turbanen und tiefverschleierte Frauen prägen das Straßenbild. Als ungläubige Fremde wurden wir hier ignoriert oder gar mit finsternen Blicken bedacht. Wie wunderbar war dagegen jetzt das offene Lächeln der Menschen hier!

Da tauchte auch schon das erste Kloster auf, vor einer grandiosen Kulisse. Auf einem Hügel am Schnittpunkt von fünf sternförmig zusammenlaufenden Tälern steht die *Rangdum Gompa* einsam inmitten einer Bergwelt voller bizarrer Felsformationen in Regenbogenfarben mit schneebedeckten Spitzen. Dies waren die Vorposten der urchimlichen Lebenswelt eines fröhlichen, tief religiösen und naturverbundenen Volkes.

Der Pensi-La von 4.400 Metern Höhe ist die einzige Schikane auf dem Weg nach Zanskar. Der Paß ist in der Regel nur von Mitte Juni bis Mitte September schneefrei, also befahrbar. Den Ärger über den Zustand der Piste hier vergaßen wir jedoch gleich, weil uns dahinter der Blick auf den Durung-Drung-Gletscher, mit seinen gewaltigen Eismassen angeblich einer der größten im ganzen Himalaya, überwältigte. An seinem Fuß grasten kräftige Pferde, zottelige Yaks, kleine Esel sowie Schaf- und Ziegenherden auf saftigen Weiden in Höhe des Matterhorngipfels. Ein weiterer Fahrtag durch rauhes Gelände trennte uns noch vom Ziel – dem großen Tal des reißenden Flusses Zanskar, der dem Land seinen Namen gab.

Überirdisch schwebt Kloster Tongde vor einem violett schimmernden Geröllfeld hoch über dem gleichnamigen Dorf, das unsere erste Station in Zanskar war. Armin bugsierte unseren MAZ (von der Autorin verliehener Name des Wohnmobils, Anm. der Redaktion) mit Schwung die steile Auffahrt zum Hintereingang der Abtei hinauf. Dieses spektakuläre Ereignis brachte die halbe Gemeinde auf die Beine, die nun zur Besichtigung unseres rollenden Zuhauses antrat. Das ist verständlich in einer Gegend, in der die Kontakte mit dem Rest der Welt spärlich sind. Wir unterhielten uns nun in jenem Englisch, das hauptsächlich mit Händen und Füßen gesprochen wird und hatten alle großen Spaß dabei. Die toleranten Mönche erlaubten uns schließlich, direkt hier hinter dem Kloster zu campieren, mit großartigem Blick in die Landschaft auf Gebirgsketten und Täler. Gern führten sie uns auch durch die ehrwürdigen Gebetsräume der fast tausend Jahre alten Gompa, in deren Mitte sie gar einen kleinen, von hohen Bäumen umsäumten Teich angelegt haben.

Es kribbelte uns nach so vielen Fahrtagen längst, die unvergleichliche Bergwelt zu Fuß zu erkunden, unsere Kräfte

zu messen in dieser gigantischen Natur. Dazu bot sich hier vor allen anderen ein himmelstürmender Pfad an, der hinter der Tongde Gompa, also quasi von unserem Parkplatz aus, auf den Tongde-Paß und weiter in ein noch unerschlossenes Seitental führt. So überstiegen wir anderen Tags zum ersten Mal auf dieser Asientour die 5.000-Meter-Marke. Größtenteils auf schmalen Ziegenstiegen, entlang an abschüssigen Hängen, über Schneefelder und Gletschermoränen erklimmte ich den über 5.100 Meter hohen Tongde-La. Armin hingegen lief auf den Sultanlango-Gipfel zu bis auf den vorgelagerten Höhenzug. Wir wurden für unsere Mühen im wahrsten Sinne des Wortes mit atemberaubenden Ausblicken belohnt. Wir benötigten beide auf verschiedenen Wegen rund sieben Stunden, um mit leichtem Gepäck jeweils etwas mehr als 2.000 Höhenmeter zu überwinden – 1.000 rauf und 1.000 runter, letztere im Dauerlauf, denn die Schatten fallen schnell von den Bergriesen.

Wer durch Zanskar wandern will, muß alles, was er braucht – außer vielleicht Wasser, das gibt es in den klaren Gebirgsbächen genug – mitschleppen. Anders als zum Beispiel im Trekkingparadies Nepal gibt es hier keine touristische Infrastruktur – also keine Gasthäuser, keine Restaurants, keine Läden – und von den Bergbauern darf nicht erwartet werden, daß sie ihre Vorräte oder gar Brennmaterial verkaufen. Dies brauchen die meisten dringend selbst, um über den langen Winter zu kommen. Doch bei allen Strapazen ist Zanskar wie natürlich auch Ladakh ein Abenteuer, das man sich erlaufen muß. Wenn einzig der eigene Atem, der zugegeben auch schon mal in ein heftiges Keuchen übergeht, die Stille in den leeren Höhen unterbricht, versteht man einigermaßen, warum sich gerade hier eine tiefe Spiritualität im Volk entwickelt hat.

Ellenlange Manimauern – Freiluftaltäre, wo Reisende und Pilger Steintafeln mit kunstvoll eingravierten Gebetsformeln abgelegt haben – und zahlreiche große Chörten – Kultschreine, in denen die Reliquien ganzer Mönchsgenerationen und heilige Schriften aufbewahrt werden – säumen den Weg nach Karsha. Dies ist, wenn man von dem weniger schönen Verkehrs- und Versorgungszentrum Padum mal absieht, der Hauptort Zanskars mit der größten und reichsten Abtei des Landes. Ihr gehören hier und in den Nachbardörfern rund die Hälfte der Felder im Tal, dessen knochenbleicher Boden mit gelbgrünen Ovalen geschuppt ist: Äcker, die die Menschen der Steinwüste mühsam abgerungen haben. Einen Großteil ihres Landes verpachtet die Klosterverwaltung an die Bauern, die dafür zehn bis fünfzehn Prozent des Ernteertrages an die Mönche abtreten müssen.

Bauern sind sie alle hier, und zum Glück besitzen fast alle Zanskari auch eigenes Land, das ihre Versorgung sicherstellt. Einfach ist ihr Leben deswegen dennoch nicht. Die kurze Vegetationsperiode von Mai bis September läßt nur eine Ernte zu. Dafür knallt die ganze Zeit die Sonne vom Himmel und sorgt für schnelles Wachstum. Allerdings

regnet es fast nie, und so müssen die Felder durch Umleitung der Gebirgsbäche künstlich bewässert werden. Umsonst wäre das alles jedoch, lieferten nicht die Tiere mit ihrem Mist den Dünger für die nährstoffarmen Böden. Ziegen und Schafe schenken Milch und Käse, die Yaks zudem Butter, die nicht nur im Tee landet, sondern auch Lampen befeuert, Mäntel imprägniert und die Haut vor Kälte und Austrocknung schützt. Aus der Wolle bzw. den Haaren werden Garne und schließlich Seile, Säcke, Kleider und Decken gefertigt. Die mächtigen Yaks – diese Urviecher sind überraschenderweise ziemlich scheu – haben noch weitere Qualitäten. Sie arbeiten neben den kleinen kräftigen Pferden und Eseln als Landmaschinen, als Last- und als Reittiere, und wenn es richtig kalt wird, wärmen ihre Leiber die Häuser. Ihre getrockneten Fladen sind außerdem ein unverzichtbares Brennmaterial. Mit dem raren Holz allein – auch das kleinste Stöckchen wird von den Zanskari aufgelesen – kämen die Leute hier nicht über den Winter. Fleisch wird von den Buddhisten nur in Notfällen verzehrt; es wird bei den benachbarten Muslimen aber gegen Salz, Gewürze, Tee und Gerätschaften getauscht. Alles in allem praktizieren die Zanskari eine geradezu mustergültige Kreislaufwirtschaft. Sie sichert hier das Überleben, denn es ist die einzige Art von Wirtschaft, die das fragile Ökosystem des Himalaya verträgt.

Karsha wie Tongde sind „reich“. Mit einem Ernteertrag von durchschnittlich 3,5 Tonnen Getreide pro Hektar, hauptsächlich anspruchslose Gerste, erzielen die Bauern hier Überschüsse. Und da fast jeder von ihnen einen Sohn im Kloster hat, der für das Heil der ganzen Familie betet, macht es ihnen nichts aus, die Mönche auf dem jeweiligen Dorfberg mit durchzufüttern.

Wie eine aus dem Felsen gehauene Großplastik klebt die Karsha Gompa in der Steilwand über dem Ort. An diesem Morgen stehen fast alle Räume offen. Wir dürfen uns umsehen, aber so richtig will sich niemand um uns kümmern. Die Mönche sind vollauf mit der Vorbereitung des Gustor-Festes beschäftigt. Der Klosterhof wird gerade mit weißen Glücksbändern und kostbaren Thankas, Rollbildern mit religiösen Malereien, geschmückt. Sitzkissen und Tischchen werden herangeschleppt für das Orchester, das die Mysterienspiele mit Schellen, Pauken und Hörnern begleiten wird. Aus großen bemalten Truhen werden furchterregende Holzmasken und wallende Gewänder aus Seide und Brokat sowie allerlei Accessoires ausgepackt. All das geschieht ohne Hektik, obwohl sich am Mittag bereits einige hundert Leute im Klosterhof drängeln werden.

Das Gustor-Fest ist eines der wichtigsten Jahresereignisse bei den Zanskari. Sie legen zum Teil weite Wege zurück, um dabei zu sein. Das Spektakel, das traditionell im Sommer veranstaltet wird, war im ursprünglichen Bön-Glauben das Siegesfest der guten Geister des neuen Jahres oder vielmehr des fruchtbaren Frühlings, die über die dunklen Mächte des lausigen Winters triumphierten. Heute sind die Mysterienspiele dem großen Yogi und Magier Padma-

sambhava gewidmet, der im 8. Jahrhundert n. Chr. die budhhistische Lehre in Zanskar, Ladakh und Tibet verbreitete und der der Sage nach die bösen Bön-Dämonen nicht nur bezwang, sondern sie sogar zu machtvollen Beschützern der buddhistischen Lehre bekehrte.

Als endlich die ersten Tänzer, die Schwarzhutzzauberer, auf der Bildfläche erscheinen, geht ein Raunen durch die Menge. Dabei sehen die meisten Zuschauerinnen und Zuschauer mit ihren krapprotten, knöchellangen Mänteln und den Samtzylindern mit den aufgebogenen Ecken selbst wie Zauberer aus. Einige Frauen sind mit dem althergebrachten Schmuck angetan: Sie tragen den Perak, jene schwere, lange Haube, die mit Türkisen und Korallen besetzt und mit seitlich abstehenden Ohrenklappen versehen ist. Diese Kuriosität ist sowohl ein Statussymbol als auch die Spatskasse der Frau, an der sich unschwer der Reichtum einer Familie ablesen läßt.



Junge Ladakhi-Frau mit dem Perak, der traditionellen Kopfbedeckung in Leh (Foto: Tigo Zeyen)

Unter einem Schirm, Symbol großer Würde, tritt Padmasambhava als weiser Lehrer auf den Festplatz. Die Leute schieben sich immer weiter vor. Sie staunen über die gruseligen Masken der Dämonen mit ihren Fangzähnen. Lautes Geschrei erhebt sich. Die Skelettänzer stürzen sich heftig gestikulierend auf die Zuschauer, erinnern an die Vergänglichkeit allen Seins. Sogar die Nonnen von Tschu Tschik, dem Frauenkloster von Karsha, werden dabei nicht verschont. Da springt Padmasambhava mit einem Säbel in den Kreis, zertrümmert eine kleine Menschenfigur aus Mehl, und prompt verwandeln sich die Dämonen in Schutzgötter. Auch Mahakala, der zornvolle Schutzgott der Karsha Gompa, erweist sich nun als mächtiger Streiter für die buddhistische Lehre. Bauern treiben ein Yak, ein Pferd, Hunde und Ziegen durch den Klosterhof, symbolische Opfer heute, wo früher Schlachtungen üblich waren.

Die dunklen Mächte sind besiegt. Jetzt tanzen und sin-

gen die Zuschauer. Auch wir sollen mitmachen. Hier und da fließt Chang, das schwach alkoholische Bier des Himalaya. Wir geben also das Lied vom Bruder Jacob zum besten. Eine angeheiterte einheimische Dame intoniert zum Schluß: Ding! Däng! Dong!

Die wenigen Touristen, die zum beinahe familiären Gustor-Fest nach Karsha kamen, waren meist hierher getreht und wurden wegen fehlender Unterkünfte in den leerstehenden Mönchszellen direkt im Kloster einquartiert, das nebenbei bemerkt zum Gelukpa-Orden gehört, der jüngsten großen Reformschule des tibetischen Buddhismus, aus der seit dem 15. Jahrhundert auch der jeweilige Dalai Lama hervorgeht. Natürlich kommt auch mit dem Fremdenverkehr – offiziellen Angaben zufolge sollen insgesamt rund 1.500 Touristen jeden Sommer den Weg ins Innere Zanskars finden – am Ende der Welt die moderne Zeit. Das Leben der Menschen aber mutiert vor allem durch Handel und Verwaltung.

Die Häuser mit den flachen Dächern und den dicken Mauern aus Stein und Lehm wurden in diesem Sommer vielerorts mit Solarzellen und neuen Fenstern bestückt. Dies sind gewiß nützliche Dinge, wobei die Anschaffung der Solarzellen in diesen Tagen zur Hälfte von der indischen Zentralregierung finanziert wird. Doch wurden während der Feiertage in Karsha auch schon die ersten Verkaufsbuden mit allem möglichen Ramsch unterhalb des Klosters aufgeschlagen. So wird wohl nun immer schneller, gnadenlos und unaufhaltsam, in die Kultur des Mangels die Barbarei des Überflusses hereinbrechen.

Als wir die „Straße“ von Kargil nach Padum, die zwanzig Jahre nach ihrer Eröffnung allerdings nicht mehr befestigt ist und einige mörderische Furten durch tosende Gebirgsflüsse bietet, zurückfahren, wurden wir am Ende von der sogenannten Zivilisation fast erschlagen.

Ladakh

„Wenn ein Tal nur über einen hohen Paß zu erreichen ist, kommen nur gute Freunde oder böse Feinde dorthin.“ Diese alte tibetische Weisheit trifft auf Ladakh, was wörtlich übersetzt „Land der hohen Pässe“ bedeutet, wie auf keine andere Region dieser Welt zu. Wie seit eh und je sind die Täler hier nur im Sommer, wenn auch auf den Bergen der Schnee weitgehend geschmolzen ist, wirklich zugänglich. Hinter Kargil nehmen wir, Kurs Südost, erst den nahezu 3.800 Meter hohen Namika-La und dann den Fatu-La mit knapp 4.100 Metern Höhe. So schrauben wir uns erneut in eine Steinwüste hoch, die nirgends unter 3.000 Höhenmeter abfällt. Der Legende zufolge wollte Buddha keinesfalls, daß seine Anhänger während der Monsunzeit in Indien bis zum Hals durch Hochwasser wateten. Daher verordnete er ihnen zum „Vassa“ den Rückzug in höher gelegene Gegenden, wo sie sich in Hütten aus Flechtwerk und Lehm versammelten. Aus diesen Stätten entstanden vermutlich die Klöster im Himalaya. Tausend Jahre lang

war Ladakh ein eigenständiges buddhistisches Königreich. Heute ist es neben Bhutan das einzige Land, in dem der Buddhismus in seiner ganzen Vielfalt erhalten und praktiziert wird.

Lamayuru ist die erste große Gompa auf dem mühevollen Weg von Kashmir nach Ladakh. Hier residieren derzeit etwa 120 Mönche des Kargyüpa-Ordens. Dieser beruft sich auf eine Reihe indischer Yogis, die ihre Kunst auch oder gerade neben einem bürgerlichen Leben als verheiratete Bauern beherrschten und vorantrieben. Das Zölibat stellt für diese „Rotmützen“ daher keine Verpflichtung dar. Im Gegenteil, die Verbindung mit einer Frau wird auf dem Weg zur Erleuchtung sogar als förderlich angesehen.

In Traktok, wörtlich „Felsendecke“, dem einzigen Kloster in Ladakh, in dem die klassische Tantra-Schule mit ihren magischen Praktiken auch heute noch gepflegt wird, herrscht eine andere Meinung. Ob er tatsächlich glaube, daß das heilige Wasser nicht mehr so oft von der Felsendecke tropfe, weil seit einigen Jahren auch Frauen die berühmte alte Meditationshöhle Padmasambhavas betreten dürften, frage ich ins Dunkel hinein. „Na, das werden wir ja morgen sehen!“, lacht Lama Sonam Angchuk, Herr der Schlüssel und Bewahrer der Türen und Tore der wunderbaren Abtei. Die sexuelle Vereinigung, die Tantra im Westen zum Kassenschlager machte, wird in Traktok nur auf geistiger Ebene vollzogen, und zwar als Meditation über die Untrennbarkeit aller Gegensätze. Die Tantriker seien aber keine Frauenfeinde, sagt Meister Angchuk, nur sollten Frauen, die den Weg zur Erleuchtung suchten, doch in ein anderes Kloster gehen.

Zum Beispiel nach Tingmogang. Der Ort ist bekannt für seine modernen Schulen. Dort steht zudem in allerbesten Lage das bedeutendste Frauenkloster von Ladakh. Auch die Nonnen, erzählt uns die Lehrerin Padma Choron in fließendem Englisch, hätten daher eine sehr gute Ausbildung hier. In Religion werden die Chömos in Tingmogang von den Lamas aus Kloster Rizong unterrichtet, eine noch sehr junge Gompa, in deren hoch angesehener Schule neben buddhistischer Philosophie eine ausgezeichnete Allgemeinbildung vermittelt wird.

Früh um sechs tönt der Bronzebaß des Radung vom Kloster hinab und ruft zur Morgenandacht. Wir beeilen uns, den schmalen Pfad durch die Schlucht hinaufzusteigen, wohinter sich der „einsame Ort“ – nichts anderes bedeutet „Rizong“ – in einem Talkessel versteckt. Dann schlängeln wir uns schnellstens durch das Gassengewirr des imposanten Klosterkomplexes. Doch als wir endlich den Thek-Chen-Lhakhang betreten, hat die Puja schon begonnen.

Der Chor der Mönche summt schon kraftvolle Mantras zu den Klängen von Pauken und Trompeten. Die rituellen Gebete finden heute nicht im Dukhang, im Versammlungsraum, sondern im Tempel statt. Unser Blick fällt auf den gekrönten Buddha, der zwischen zwei Silberhörten an der Rückwand aufgestellt ist. Die Wandmalereien erzäh-



Durung-Drung-Gletscher, in Zaskar (Foto: Tigo Zeyen)

len ausführlich die Geschichte seines Lebens. Die heutige Verehrungszeremonie gilt ihm, ihm allein. Wir haben den Tag der Erleuchtung des indischen Prinzen Siddharta, daher Buddha genannt, erwischt, einen der höchsten Feiertage in Ladakh.

Leise lassen wir uns in einer Ecke des Raumes nieder. Der kleine „Küchenmönch“, ein Klosterschüler von vielleicht zehn Jahren, schleppt ein Ungetüm von Kanne herbei und gießt daraus wie allen anderen auch uns gesalzenen Buttertee in die Gläser. Diese kräftige Himalayabrühe gehört in den buddhistischen Klöstern mit zum täglichen Ritual der Puja am frühen Morgen, bei der man damit als Gast begrüßt wird. Austrinken ist Pflicht.

Mit geschlossenen Augen murmelt ein alter Lama solo Rezitate. Glöckchen erklingen. Die Stimmen aller heben und senken sich wieder, als ob sie der Atem Buddhas wären. Ein Novize fällt mit hohen Tönen in den Kanon ein. Er wird dafür von den Alten mit einem anerkennenden Lächeln beschenkt. Auch die Kleinsten werden zum Mitmachen ermuntert. Vom Gekicher und Fratzenschneiden der Klosterschüler während der Liturgie läßt sich keiner der ordinierten Mönche stören. Drei lange Stunden dauert die Andacht, die bei aller Konzentration etwas Leichtes, fast Heiteres hat. Zum Schluß gibt es für jeden eine Handvoll süßer Aprikosen. Beten macht eben hungrig.

Die Mönche von Rizong sind strenge Vegetarier, auch Zwiebeln und Knoblauch meiden sie – beides gilt als Medizin. Ab mittags wird auf Essen ganz verzichtet. Persönlicher Besitz beschränkt sich auf Bücher und Kleidung. Radios sind als Ruhestörer im Kloster verpönt. Die Einhaltung des Zölibats ist eine Selbstverständlichkeit. In Ladakh ist Rizong das Kloster mit den strengsten Regeln, wie Buddha sie eben als Voraussetzung für ein meditatives Leben gepredigt hat. Von den Einheimischen, die jetzt in Scharen zum Gebet heraufkommen, wird Rizong daher auch „Erleuchtungsgompa“ genannt.

Lama Nawang Thinley ist ein Mann von entsprechenden asketischen Überzeugungen und grenzenloser Geduld. Er hat sich vorgenommen, auf jede meiner Fragen eine Antwort zu geben. Den Disput hat er geübt in Taschi Lhüngpo, einem der wenigen Klöster, die die „Kulturrevolution“ in seiner Heimat Tibet überlebten. Gleich zu Beginn unserer Diskussion räumt er offen ein, daß sich seither einiges geändert habe, aus einem Lamaismus wieder ein Buddhismus geworden sei. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Tibet unter seinen lamaistischen Feudalherren einst kein Land der Seligen, sondern vielmehr eine religiös verbrämte Tyrannei mit mörderischen Palastintrigen erlebte. Die meisten Vorgänger des jetzigen Dalai Lama starben an Gift. Wir haben den Dukhang betreten und stehen vor einer Darstellung des tausendarmigen Avalokiteshwara.

War nicht die Integration so vieler Götter und Dämonen aus der Bön-Religion, dem animistischen Urglauben des Volkes, wie wir sie etwa im Kloster Karsha vorgeführt bekommen hatten, eine grausame Verballhornung der buddhistischen Philosophie, die doch eigentlich keine Götter kennt? Nein, sagt Meister Thinley, Buddha habe Götter nie gezeugt, er habe sie nur nicht beachtet. Auf sie käme es zuletzt nämlich gar nicht an. Und dieser hier – er weist auf das Bildnis an der Wand – sei kein Gott, sondern ein Bodhisattva, ein Wesen, das noch nicht ins Nirvana eingegangen sei, um anderen auf ihrem Weg dorthin zu helfen. Avalokiteshwara stellt das Ideal des Mitgefühls dar; der Dalai Lama gilt als seine Inkarnation.

Vom Dach des Dukhang genießen wir einen herrlichen Blick über das Kloster bis ins Industal. Die Rizong Gompa besitzt keinen Festspielhof, hier finden keine Maskentänze statt, nur Lehre und Meditation. Meister Thinley faltet seine Hände zu einer Skulptur, die das höchste Ziel der Erleuchtung bezeichnet, und nickt mir lächelnd zu, es ihm gleichzutun. Den Weg zur Erleuchtung muß eben jeder für sich allein gehen. Es ist ein Weg des Wissens und der Einker in sich selbst, ein hartes Stück Arbeit, macht mir Meister Thinley klar. Wem gelingt es etwa schon sofort, seine Persönlichkeit und die sie bildenden Elemente zu leugnen, die sinnlich wahrnehmbare Welt um sich herum abzustreifen und die Kausalzusammenhänge, die alles offenbar bedingen, als irrelevant zu betrachten. Dies aber ist die Konsequenz aus der grundlegenden Einsicht des Buddha in die

universelle Leerheit. Er nahm damit vorweg, was durch die moderne Atomphysik schließlich bestätigt wurde: die Relativität der Wirklichkeit.

Der Kessel, den ein Mönch in der Klosterküche soeben vom Feuer hebt, ist nur eine Verbalfiktion, eine Hilfsvorstellung ohne Realität. Da, wo er nämlich den Kessel sieht, fühlt und gebraucht, ist tatsächlich nur ein unendlicher „leerer“ Raum, in dem in phantastischen Abständen Quarks und kleinere Teilchen hin- und herflitzen, sich in ständigem Wechsel anziehen und abstoßen. Ursache und Wirkung entziehen sich unseren Erklärungsmodellen. Wir befinden uns im Jenseits, jenseits von Kausalität, Raum und Zeit unserer Erfahrungswelt. Ich könne ihm doch folgen, mustert mich Meister Thinley mit seinen obsidianschwarzen Augen in dem klugen Mongolengesicht. Sicher, meinem Verstand verkünde er nichts Neues, doch mein Gefühl sage mir, daß ich nun eher beleuchtet als erleuchtet sei. Er lacht. Nur wer sich in tiefer Versenkung und Erkenntnis aller Bindungen an die Erscheinungen entledigen könne, für den sei der Weg frei ins Nirvana, der könne den Durst nach Dasein löschen und eingehen in eine „Existenz“, die sich unseren Begriffen entzieht.

Rizong ist ein wohlhabendes Kloster, erbaut über einer heiligen Quelle. Die Mönche hier genießen freie Kost und Unterkunft, doch sie werden nicht vom Dorf erhalten, wie es sonst üblich ist. Vielmehr finanziert die reiche Familie des Klostergründers auch heute, nach gut 150 Jahren, noch immer die Abtei. Sie läßt gerade mit großem Aufwand eine



Die Autorin albernd inmitten von Angehörigen des Karsha-Volkes (Foto: Armin Mildner)

Zufahrt hinauf zur Gompa bauen, wegen der vielen Schüler, die hier unterrichtet werden. Den Shas Rinpoche, den Abt von Rizong, erlebten wir wenig später im Tochterkloster Sumur im Nubralal, wo er der Gemeinde aus dem Kangyur, dem Kanon der 108 heiligen buddhistischen Bücher, gelang vorlas.

Die Region Nubra

Zu jenem Ausflug in die Region Nubra forderte uns in erster Linie der Khardong-La heraus, mit 5.606 Metern über dem Meer heute angeblich der höchste befahrbare Paß der Welt. Bis in die jüngste Zeit überwand ihn nur Karawanen, die von Leh, der Hauptstadt Ladakhs, gen Norden nach Zentralasien zogen. Die moderne „Straße“ erfüllt in erster Linie einen militärischen Zweck. Denn am Siachen-Gletscher, wo Nubra ans Karakorum stößt, liefern sich Indien und Pakistan nun seit vierzehn Jahren einen absurden Stellungskrieg um den Besitz von Kashmir in Höhen zwischen 5.500 und 6.100 Metern über dem Meer. Bei einer ersten Erkundungsfahrt hatten wir uns auf halber Höhe bereits von den bedenklichen Pistenverhältnissen auf dieser Strecke überzeugt. Die schwierigsten 24 Kilometer über den Paß, wo in der dünnen Luft auch der Sauerstoff für die Verbrennung im Motor knapp wird und der Wagen keinen Hering mehr vom Teller zieht, sind nicht asphaltiert. Am 23. August setzten wir zum Sturm auf den Khardong-La an. Ungezählte Male bin ich ausgestiegen, um große Steine beiseite zu räumen oder auf Teilstücken die Vorderachse zu entlasten, während Armin unseren MAZ fuhr. Nur so konnten wir den höchsten, unter Umständen befahrbaren Paß der Welt tatsächlich meistern.

Dann schnurrten wir hinunter in eine grüne Gegend, die auf einer durchschnittlichen Höhe von 3.200 Metern liegt. Zwei Flußtäler formen dieses Land, das des launischen Shyok und das des sanften Nubra. An ihren Ufern türmen sich riesige Wälle aus Schwemmsand. Diese Hochgebirgsdünen stehen in einem reizvollen Kontrast zur relativ üppigen Vegetation. Im Hintergrund erstrecken sich phantastisch erodierte Gebirgszüge. Wir begegneten im Sand ein paar Leuten auf Kamelen und vor unserem inneren Auge erwachte die Karawanenzeit.

Natürlich hat Nubra schöne Dörfer, eindrucksvolle Klöster und einen Königspalast. Beim Sightseeing am Nubra-Fluß entlang kamen wir schließlich bis Sasoma. Da war gerade ein Truppenaustausch in vollem Gang. Bis zum berühmten Siachen-Gletscher in der Saltoro Range, dem höchstgelegenen Schlachtfeld der Erde, dürfte es von hier nicht mehr weit sein. Unsere Ankunft brachte die Militärs allerdings aus dem Konzept. Die Besichtigung der Frontlinien gehört nunmal nicht zu den typisch touristischen Programmpunkten in dieser Region. Ein flott dekoriertes Fahrzeug schickte uns prompt nach Taksha zurück, wo wir wohl den Militärposten „überfahren“ hatten.

Ladakh am Oberlauf des Indus ist ein sattes Land. Hier stehen neben den Großklöstern Spituk, Thikse – die Anlage gleicht einer Miniaturausgabe des Potala in Lhasa – Matho, Stakna und Hemis auch die alten Königspaläste

von Shey und Stok mit ihren Kostbarkeiten. Daß das Volk seinen Traditionen treu bleibt, ist wohl auch auf ein statisches Zeitgefühl, mehr jedenfalls als auf ein ausgeprägtes Geschichtsbewußtsein zurückzuführen. Wenn es in einem alten Tempel bröckelt, wird hier mit gutem Gewissen ein moderner Künstler mit dessen Neugestaltung beauftragt. So geschah es im Manjushri-Tempel des „Museumsklosters“ Alchi. Es ist nur zu hoffen, daß die einzigartigen Wandmalereien in den anderen Tempeln hier, die mit endloser Liebe zum Detail dem Betrachter den Kosmos der Meditation zu erschließen versuchen und zu den wertvollsten Kunstschätzen im gesamten Westhimalaya zählen, von solcher Renovierung verschont bleiben..

Bisher hatten wir Leh, die überschaubare Hauptstadt Ladakhs, nur als Versorgungs- und Verkehrszentrum genutzt. Doch jetzt am Ende des Sommers bereitete sich Leh auf einen glanzvollen Showdown vor: das Ladakh-Festival. Dazu strömten Gäste aus allen Landesteilen in die Stadt. Vierzehn Tage lang wurden Tänze, Ausstellungen und Theaterstücke gezeigt, Wettbewerbe im Bogenschießen sowie Polomeisterschaften ausgetragen. Ladhakis feiern gern – Männer und Frauen tanzen, trinken und schäkern, was das Zeug hält.

Die Frauen im buddhistischen Kulturkreis dürfen überhaupt zu den selbstbewußtesten ganz Asiens gezählt werden. Gerechte Arbeitsteilung in Haushalt und Beruf, gleiche Rechte und persönliche Anerkennung – den Traum fast jeder Europäerin – haben sie weitgehend verwirklicht. Die Verehrung starker weiblicher Gottheiten wie die der Retterin Tara zum Beispiel, dürfte mit ein Grund für die hohe Wertschätzung sein, die die Frau hier genießt.

Dabei ist die ladakhische Gesellschaft liberal. Sie kennt verschiedene Ehesysteme, die vor allem dazu dienen, das Bevölkerungswachstum in diesem kargen Land zu begrenzen und Erbteilungen zu verhindern. Jahrhundertlang wurden die meisten Ehen so geschlossen, daß eine Frau mit dem ältesten Sohn einer Familie gleichzeitig auch dessen jüngere Brüder heiratete und ins Haus der Schwiegereltern zog. Besonders in Zanskar ist die Vielmännerei noch heute nichts Ungewöhnliches. Aber auch die rundlichen Schwestern im Himalaya-Hotel von Leh, die sich einen Ehemann teilen, haben gut Lachen. Sie blieben im Besitz ihrer Existenz, während sich die Kompetenzen ihres gemeinsamen Gatten vornehmlich aufs Arbeiten und Kinderzeugen beschränken. Natürlich gibt es auch „normale“ Ehen, zunehmend in dem Maße, in dem sich jungen Paaren neue wirtschaftliche Möglichkeiten durch Jobs in Militär oder Verwaltung bieten, sie also nicht mehr auf einen Lebensunterhalt aus der Landwirtschaft angewiesen sind. Ein Seitensprung gilt keinesfalls als Katastrophe, nur landen die un-ehelichen Kinder im Kloster. In jedem Fall stellt die freie Ladhaki-Frau einen krassen Gegensatz zur benachbarten kashmirischen Schleiereule dar.

Gerade mit den muslimischen Kashmiri, die von Srinagar aus auch Ladakh und Zaskar verwalten, kommt es immer wieder zu echten Spannungen. Die raffinierten Händler, die ihre Geschäfte in der touristischen Saison nach Leh verlagern, seitdem im Kashmir-Tal Bürgerkrieg herrscht, scheuen sich nicht, das Verbot der indischen Regierung, historische buddhistische Kunstobjekte wie Thankas und Götterstatuen ins Ausland zu verschern, zu mißachten. Jeden Sommer werden Fälle von Händlern bekannt, die den rücksichtslosen kulturellen Ausverkauf Ladakhs betreiben. Seit neuestem gibt es auch in Zaskar Streß, weil kashmirische Viehhirten im Sommer ihre Herden herauftreiben und den Einheimischen dort ihr knappes Weideland streitig machen.

Nach all dem Trubel in Leh mußte es für uns zum Schluß noch einmal Changtang sein. Obwohl dieses ehemalige indische Sperrgebiet, an das sich im Osten nahtlos Tibet anschließt, seit 1994 auch Ausländern zugänglich ist, verirren sich bislang nur wenige hierher. In Höhen zwischen 4.000 und 5.000 Metern gelegen, ist das Land oberhalb der Vegetationsgrenze die Heimat von Nomaden, die hier mit ihren Yaks, Schafen, Ziegen und Pferden weitgehend autark leben. Anfang August waren wir das erste Mal durch diese isolierte Hochgebirgslandschaft gekurvt. Auf

der Rückfahrt nach Leh hatten Armin und ich dann den mit 5.300 Metern zweithöchsten befahrbaren Paß der Welt, den Taglang-La, überwunden. Um unsere Rekordserie zu vervollständigen, nahmen wir nun noch Anlauf auf den Chang-La, auf den mit 5.288 Metern dritthöchsten befahrbaren Paß der Welt.

Wir gelangten nun also noch einmal ins Reich der ewigen Wanderer, denen nationale Schranken unbekannt sind. Diesmal bewegten wir uns auf den Pongtong Tso zu, den größten See Ladakhs, der zu Dreivierteln bereits auf chinesischem Gebiet liegt. Er erstreckt sich über eine Länge von 136 Kilometern und zwar auf einer Höhe von über 4.300 Metern. Hier herrscht ein Klima der Extreme, das einem nur die Wahl läßt, in der Höhensonne zu verbrennen oder im Schatten zu frösteln. Tagsüber zeigt das Thermometer locker 30 Grad, nachts oft nur vier.

Wir treffen auf Nomaden, die ihr Lager in einer Furche zwischen monumentalen Bergen aufgeschlagen haben. Neben den Zelten haben sie aus Steinen kreisrunde Tiergehege gebaut. Einige Yaks laufen im Camp herum. Ohne diese urigen Grunzochsen, die Milch, Fleisch, Wolle und Leder liefern, die Lasten tragen, und deren Mist hier oben das einzige Brennmaterial ist, könnten die Menschen nicht überleben.

Ein Adler kreist vor einer Steilwand auf der Jagd nach Murmeltieren, die aufgeregt fiepsend in Erdlöchern Unterschlupf suchen. An einer markanten Stelle steht ein Lhad-



Skelett-Tänzer erinnern an die Vergänglichkeit des Lebens (Foto: Tigo Zeyen)

ho, ein kleiner Steinaltar für den Schutzgott. Neben Gebetsfahnen und Manistenen schmücken auch Yakhörner, die mit einer Hand voll Getreide gefüllt sind, und Steinbockschädel mit eingeritzten Gebeten die Kultstätte, die nicht nur vom guten Geist, sondern auch von etlichen Spitzmäusen bewohnt wird.

Changtang ist ein Land von archaischer Größe. Wie Titanen erheben sich die Berge vor dem Pongtong Tso. Der See präsentiert sich maßlos. Er ist schwachsalzig, tiefblau, eiskalt, glasklar. Der Wind rast, sonst ist es still. Das Land ruht in sich. Die Berge glühen rot, braun, violett, schwarz. Von den Gipfeln tanzen Eiskristalle, denn die Nacht hat oben Schnee gebracht. Hier unten ist die Steppe größtenteils noch grün, hier und da auch gelb, wo nämlich Schwefel aus dem Boden tritt. Das Licht wirkt metallisch. In den flammenden Felsen finden sich vielfach Abdrücke von urzeitlichen Lebewesen. Changtang ist kolossale Wildnis. Es stillt die geballte Sehnsucht nach Ursprünglichkeit und Magie.

„Geht weiter!“, sollen Buddhas letzte Worte an seine Schüler gewesen sein. Wir sollten uns auf den Weg machen, unser Schicksal zu erfüllen, unsere Menschlichkeit zu finden, zu unserem Ursprung zurückzukehren!

Eh Du wieder Wald wirst und Wasser und wachsende Wildnis in der Stunde der unerfaßlichen Angst, da du dein unvollendetes Bildnis von allen Dingen zurückverlangst. Gib mir noch eine kleine Weile Zeit: ich will die Dinge so wie keiner lieben bis sie dir alle würdig sind und weit. Ich will nur sieben Tage, sieben auf die sich keiner noch geschrieben, sieben Seiten Einsamkeit. Rilke.

Tatsächlich machten wir uns noch am 11. September 1998 von Chemre aus auf den Weg nach Manali. In flottem Tempo ging es auf der ersten Teilstrecke am Oberlauf des Indus entlang bis zur Ortschaft Upshi, wo die Straße in das enge Tal von Lato abzweigt. Dort hat die bizarre, bunte Landschaft Ladakhs etwas ungewöhnlich Imposantes zu bieten: Manche Bergrücken hier scheinen urzeitlichen Tieren zu gehören, die vor der Zeit in der Erde steckengeblieben und versteinert sind. Die lange Zick-Zack-Auffahrt zum Taglang-La, mit 5.300 Metern der zweithöchste befahrbare Paß der Welt, um es noch einmal zu erwähnen, nahmen wir dann zum zweiten Mal ganz locker. Dahinter erwarteten uns die Moore-Plains mit einer faszinierenden Herbstvorstellung: Die schier grenzenlose Steppe, die sich auf der Höhe des Mont-Blanc-Gipfels erstreckt, wurde von der warmen Nachmittagssonne in ein gigantisches Farbenmeer verwandelt.

Die Überraschung war nicht schlecht, als wir am nächsten Morgen hier im Schnee standen. Am Doppelpaß von Lachulung-La, der die 5.000 noch einmal um 30 Meter überragt, und Nakee-La, immerhin noch 4.800 Meter über dem Meer gelegen, herrschte dichtes Schneegestöber. Auf 21 Loops - gemeint sind Serpentinaen, keine Saltos - schwangen wir uns schließlich hinunter auf 4.300 Höhenmeter bis kurz vor das Zeltlager Sarchu. Auch dort herrschte Aufbruchstimmung. Wegen des plötzlichen Win-

tereinbruchs wurden Zeltdörfer und Straßenbaucamps in aller Eile abgebaut. Am nächsten Paß, dem Baralacha-La, versank die Welt bereits im Schnee. Der Paß von 4.903 Metern Höhe wurde anderen Tags erst gegen 13 Uhr vom indischen Militär, das für die Strecke von Leh nach Manali verantwortlich ist, nach einer größeren Räumaktion freigegeben. Eine lange Kolonne von Lastwagen, Bussen, Jeeps und anderen Fahrzeugen, die in Sarchu aufgehalten worden waren - wir mittendrin - setzte sich daraufhin in Bewegung. Freilich stockte diese bald, denn irgendeiner hing aufgrund katastrophaler Straßenverhältnisse am Paß immer fest. Wir überwandten mit unserem „Lighttruck“ nun zum zweiten Mal die zentrale Himalayakette - auf der Hinfahrt im Frühsommer hatten wir diese Hürde am Zoji-La auf der Kashmir-Route genommen - und so verließen wir am 14. September 1998 das erhabene Hochland von Ladakh im dichten Schneetreiben.